

Heimlechi Liebi

Autor(en): **Morf, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 34

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weiter leben unter der harten Last, jetzt nahte die Erlösung, die Befreiung, heim, heim! Ende September lag das Reisegeld vollzählig beisammen, hundertfünfzig Franken.

Wie viel es brauchte für sich und das Kind, hatte sie am Bahnhof erfragt, lange vorher, wenn sie dort vorüberging und die fremden Reisenden ankommen sah. War sie auch schüchtern und zaghaft, so wagte sie doch die unbekannt Fremden anzureden, sobald sie hörte, daß man englisch sprach. Mit Hilfe dieser Auskunft hatte sie sich die Reiseroute fest eingeprägt und konnte ruhig und bestimmt die Reise mit dem Kinde antreten.

Ende September sollten die Schulferien beginnen, die Zeugnisse ausgeteilt werden. Elly war noch bei dem gleichen Lehrer, wie im Anfang, aber in einer höhern Klasse. Sie hatte sich zutraulich an ihn angeschlossen und war dank ihrer Intelligenz eine geschickte Schülerin geworden. Ein gutes Zeugnis lag für sie bereit, trotzdem der Lehrer zu bemerken glaubte, daß sie in letzter Zeit öfters zerstreut war. Ihre Augen blickten teilnahmslos ins Weite, ihre Gedanken schienen anderswo zu weilen, wenn er nicht direkt sich mit ihr beschäftigte. Er dachte, „sie wird müde sein, wohl auch nicht richtig ernährt; jedenfalls hat sie Ferien nötig und ich will mich nächstens nach dem Befinden des Vaters erkundigen.“

Zwei Tage vor Schluß, an einem Donnerstag Morgen, erschien Elly nicht in der Schule; niemand wußte warum. Nachmittags kam sie auch nicht; die Schüler erzählten, sie sei fortgegangen. Der Lehrer wünschte sichere Auskunft und begab sich am Abend nach Waldgasse 36.

Dort fand er einen verlassenen, gebrochenen kranken Mann. Paul Schmid lag auf dem Sofa, starrte vor sich hin und hielt einen Brief krampfhaft zwischen den Fingern. Seit Mittag lag er da, seit er heimgekehrt aus dem Geschäft und das Haus leer gefunden. Er hatte gerufen Mary! Elly! niemand antwortete. Auf dem Tische lag der englische Brief seiner Frau, der nur die wenigen Worte enthielt:

Lieber Paul!

Wir reisen nach England; ich nehme Elly mit, damit es ihr besser gehe, als in dem fremden Lande. Ich kann nicht länger warten, ich müßte sterben vor Heimweh. Gott helfe Dir.

Mary.

Seit Mittag hatte er ihn wohl hundert Mal gelesen, er begriff nichts von dieser gräßlichen Wahrheit. Sie konnte ihn nicht allein gelassen haben in seinem schwächlichen Zustande! Mary und das Kind fort! Gott weiß, woher sie das Geld zur Reise nahm, sie lebten ja so ärmlich, besaßen nichts, und Mary mußte so hart arbeiten. Er wollte es nicht glauben und da stand es doch schwarz auf weiß: „wir reisen nach England, ich nehme Elly mit.“ Da kam eine furchtbare Auf-

regung über ihn und heftige Hustenanfälle schüttelten ihn, überall fühlte er Schmerzen und das Herz tat so weh.

In dieser unglücklichen trostlosen Lage erschien ihm der Lehrer wie ein lieber Freund. Ihm, den Elly liebte, dem sie ihr Vertrauen schenkte, von dem sie stets viel Gutes und Freundliches erzählte, ihm klagte Paul Schmid nun sein Herzeleid; er brach in bittere Klagen aus über seine Frau, die oft so seltsam gewesen, Heimlichkeiten mit dem Kinde hatte und ihn so schwer hintergangen habe. Dann sorgte er sich in heißer Angst um ihre Reise und des Kindes Zukunft, und endlich verwünschte er seine Krankheit und sein elendes Dasein und sprach die Hoffnung aus, bald sterben zu können.

Der Lehrer ließ ihn ausreden, tröstete ihn und holte den Herrn Pfarrer, der in herzlicher Teilnahme die traurige Geschichte anhörte und schnellen Rat wußte.

„Vor allem, Herr Schmid, lassen wir Sie nicht allein und krank in der verlassenen Wohnung. Ich Sorge dafür, daß Sie noch heute in ärztliche Behandlung in den Spital geführt werden. Ruhen Sie gut aus nach der Erschütterung und morgen schreiben Sie an Ihre Frau. Ich will auch an sie schreiben und sie bitten, an ihre Pflicht zu denken und zurückzukehren.“

Diese Güte rührte den armen Mann tief; er willigte in den Vorschlag ein, ließ sich in den Spital überführen und so war bis auf weiteres für ihn gesorgt.

Am Samstag Abend klopfte jemand draußen an John Whiter's Hause, das in einem Städtchen Südens stand. Er öffnete und sah eine Frau mit einem Mädchen vor sich stehen, die mit unverwandtem, erschrockenem Blick das Häuschen musterte. So klein und eng war es — und in ihren Gedanken und Träumen wuchs es immer herrlicher empor zu einem stattlichen Gebäude. Enttäuscht sah sie auf den Mann, der mürrisch fragte: „Was wünschen Sie!“

„Onkel John, Onkel John,“ rief das Kind, ließ die Hand der Mutter fahren und flog ihm entgegen.

„Elly, ist's möglich, wie groß du geworden . . . und das soll Mary, deine Mutter sein, solch ein Jammerbild. Wo ist Paul, ist er gestorben?“

Mary konnte nicht reden, Elly antwortete: „Nein, Papa ist dort geblieben, er kann die Luft von England nicht ertragen, aber Mutter und ich sind heimgekommen. Freust du dich, Onkel John?“

Statt der Antwort führte er seine Schwester in das Haus. Alles kam ihr wiederum verändert vor, nichts war zu sehen von der langersehnten Gemütlichkeit, es fehlte etwas, und nicht einmal des Vaters Stuhl stand am Fenster.

(Schluß folgt.)

□ □ Heimlechi Liebi. □ □

Von Walter Morf, Bern.

's het gheisse duß, wo d's Wasser ruschet:
Em Schtrom na isch verbott'ne Wäg.
Mir hei üs glych dert mängisch gfunde,
hei jede-n-Egge kennt und Schtäg.

Kei Mönstch het dänkt, daß no dert aber
uf d'Nacht sed d's Glück verirre chömt,
Und doch het's üs dert ganz alleini,
Gar mängisch churzi Schtündli gömft.

Am Himmel tuufet Schtärndli hange,
's glänzt tuufetfuch wo d's Wasser ruschet.
Es Ärsli Glück hei Zwöi dert gfunde,
Im Schtärneglanz zwöi Ringli tuschet.